

JESSIE GARCIA

**THE
BUSINESS
TRIP**
THRILLER

Deutsch von Wolfgang Thon

dtv

TEIL EINS

1

JASMINE

Der Tag des Flugs

Ich bewegte mich vorsichtig und leise und nahm nur das mit, was ich in der Dunkelheit greifen konnte, ohne Gefahr zu laufen, Glenn zu wecken. Er schnaubte und rollte sich auf die Seite. Ich erstarrte, die Hand über dem Koffergriff, bereit, mein Vorhaben abubrechen und notfalls wieder unter die Decke zu schlüpfen. Ich könnte natürlich lügen und ihm weismachen, dass ich nur aufgestanden war, um ins Bad zu gehen. Allerdings betete ich, dass er in dem Fall nicht bemerkte, dass ich eine Jeans trug.

Sein Mund stand seltsam auf und er schnarchte leise. Er schien fest zu schlafen, vielleicht auch wegen Ambien, seinem Schlafmittel. Er hatte es gestern Abend genommen, wenn auch nicht freiwillig. Ich hatte eine Tablette zerstoßen und das Pulver in seine Bierdose gestreut. Die Tabletten stammten vom Schwarzmarkt und waren extra stark, hatte er mir verraten, stärker, als ein Arzt sie verschreiben würde. Normalerweise schlief er wie ein Stein, wenn er sie nahm.

Aber auch wenn er tief und fest schlief, konnte ich nicht riskieren, eine Schublade der Kommode zu öffnen. Das alte Möbelstück knarrte bei jeder kleinsten Bewegung. Ich durfte auch nicht

mit den Kleiderbügeln im Schrank klappern, also musste ich mich für meine Reisegarderobe darauf beschränken, was auf dem Boden oder im Wäschekorb lag. Eine Jogginghose, Leggings, Unterwäsche und ein BH, ein paar meiner Blusen und ein warmes rotes Flanellhemd von Glenn, das ich schon immer gemocht hatte. Schließlich war Januar, und ich wollte von Wisconsin nach Denver. Mir sein Flanellhemd zu überlassen, war das Mindeste, was er tun konnte.

Ich fand kein Paar zusammenpassender Socken, also nahm ich mehrere einzelne und warf sie in den Koffer. An meinem neuen Wohnort würde ich mir neue Socken kaufen. Dasselbe galt für die Zahnbürste und andere notwendige Hygieneartikel. Auf mein Patschuli-Parfüm jedoch wollte ich nicht verzichten. Leise griff ich nach der kleinen Probeflasche aus dem Drogeriemarkt auf der Kommode und betupfte meine Handgelenke sanft mit dem vertrauten Duft, der mich so sehr an meine Großmutter erinnerte. Dann verschloss ich den Deckel fest und steckte das Fläschchen in die Handtasche.

Vorsichtig schlüpfte ich in meine Tennisschuhe, behielt dabei Glenn die ganze Zeit im Auge. Seine Augenlider flatterten. Mein Herz schien genauso schnell zu schlagen. Normalerweise schlief er bis gegen elf Uhr, es blieben also noch sechs Stunden. Ich hatte versucht, meine Flucht perfekt zu timen, wollte etwa zwei Stunden, nachdem er eingeschlafen war, aufbrechen.

Glenn würde nie glauben, dass ich am Flughafen war. Falls er Argwohn schöpfte, würde er wahrscheinlich am Busbahnhof im Zentrum von Madison nach mir sehen, vielleicht auch an der Bahnstation im nahe gelegenen Columbus. Eher aber würde er mich bei einer Freundin oder Kollegin vermuten und einfach nur schmollen. Dann würde er mir wie schon so oft nachstellen. Er würde niemals auf die Idee kommen, dass ich genug Geld für ein Flugticket hatte, aber so war es. Seit mehr als einem Jahr hatte

ich mein Trinkgeld in der Bar gespart und außerdem ab und zu einen Zehner oder Zwanziger aus Glenns Brieftasche genommen, wenn ich sicher war, dass es nicht auffiel. Zahltag und erfolgreiche Nächte im Kasino waren normalerweise die besten Zeiten dafür.

Als ich aufstand, fiel mein Blick auf die Umrisse meines Gesichts im Spiegel über der Kommode. Es wurde halb vom Mondlicht beleuchtet. Lange blonde Haare, eine runde Brille, das Fake einer teuren Marke, die mich immer an John Lennon erinnerte. Sie hatte keine geschliffenen Gläser, sondern nur welche aus durchsichtigem Plastik, aber ich mochte mich mit der Brille und setzte sie gelegentlich auf. Ich war stolz darauf, dass ich mit meinen vierundvierzig Jahren noch immer keine richtige Brille brauchte.

Ich schob einen Hemdsärmel hoch und betrachtete den großen Bluterguss und die Fingerabdrücke, Spuren, die Glenn vor ein paar Nächten hinterlassen hatte. Bei unserem letzten Streit. Der hatte mir schließlich den Rest gegeben. Er hatte mich beschuldigt, in der Bar mit Typen zu flirten, und mich eine »verdammte Hure« genannt. Dann hatte er mich auf das Bett gedrückt und mich zum Sex gezwungen. Ich hatte den Kopf weggedreht und die Augen geschlossen. Als es vorbei war, hatte er meinen Arm gepackt und gedrückt, bis er taub wurde.

»Was ist los? Denkst du an einen der Typen aus der Bar? Was? Lüg mich ja nicht an ... Schlampe.«

Er drückte weiter zu, bis ich ihn anflehte aufzuhören. Schließlich schleuderte er meinen Arm hart auf das Bett zurück und ging duschen.

Glenn sagte mir oft, dass ich eine Schlampe sei. Und wenn er sich dann abwandte, rollte ich mich zusammen, weinte leise und plante meine Flucht.

Ich hatte schon zweimal versucht, ihn zu verlassen, aber er

hatte mich gefunden, mich an den Haaren hinter sich hergezerrt, in seinen Pick-up geschoben und mich zurück zu seinem Trailer gebracht. Er gestand mir kein eigenes Auto zu. Er holte mich ab und brachte mich zur Arbeit, und häufig verbrachte er auch die meiste Zeit des Abends in der Bar. Angeblich um Billard oder Darts zu spielen, aber ich spürte seine Blicke auf mir, vor allem wenn ich andere Männer bediente.

Wie hatte das alles so aus dem Ruder laufen können? Als ich Glenn zum ersten Mal begegnet war, dachte ich, er sei eben jemand, der in Bars herumhing. Ich hatte im Lauf meines Lebens eine Reihe von Jobs gehabt, die mir alle nicht gefallen hatten, aber dank meiner alten Highschool-Freundin Anna war ich in dieser beliebten Kneipe gelandet, in der auch sie arbeitete. Hier strömte das Bier nur so und es herrschte gute Stimmung bis spät in die Nacht. Ich hatte das Gefühl, nach einer langen, turbulenten Beziehung langsam wieder auf die Füße zu kommen. Die Trennung war gerade erst drei Monate her, und ich wollte allein sein, um mich zu erholen, und erst dann versuchen, jemand Neuen kennenzulernen. Aber meine Zeit allein dauerte nicht annähernd lange genug.

Glenn war ein stämmiger Kerl, der überall auffiel, wo er auftauchte. Er war breitschultrig und hatte sein langes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden. Er fiel mir sofort ins Auge und schneller als erwartet begannen wir zu flirten, während ich ihm ein Bier nach dem anderen brachte.

Anfangs schien er sehr nett zu sein. Er bot mir an, mich nach Ladenschluss zu meinem Auto zu begleiten, damit ich mich sicher fühlte, und fragte mich höflich nach meiner Telefonnummer. Bei unserer ersten Verabredung bestand er darauf, dass ich erst aus dem Pick-up ausstieg, wenn er um den Wagen herumgegangen war und meine Tür geöffnet hatte. Das war so altmodisch, dass ich kichern musste.

Zuerst wusste ich nicht, ob er wirklich auf mich stand. Er war noch nicht einmal vierzig und ich kam mir neben ihm wie eine viel ältere Frau vor. Aber wir mochten beide Live-Musik und gingen auf Konzerte und zu Shows. Erhitzt vom Tanzen hatten wir uns zum ersten Mal geküsst und ich verbrachte die Nacht in seinem Trailer.

Monatelang lief alles super. Ich glaubte, meinen Märchenprinzen gefunden zu haben. Wir blieben lange auf, schliefen aus, hatten Sex vor dem Frühstück und manchmal auch danach und fuhren an den Wochenenden mit seiner Harley über Land. Mein ursprünglicher Plan, eine Zeit lang Single zu bleiben, verblasste angesichts der Aussicht auf eine neue Liebe.

Das erste Anzeichen dafür, dass die Dinge schief liefen, war, als mein Auto kaputtgegangen war. Glenn hielt es für Schrott und bestand darauf, es zu verkaufen. Er würde mich einfach überall hinfahren. Er arbeitete auf dem Bau und behauptete, er könne kommen und gehen, wann er wollte. Die Vorstellung, mein Auto aufzugeben, gefiel mir nicht. Ich hatte es »Motoring Maeve« getauft und sie hatte mich fast zehn Jahre lang begleitet. Ich wollte meine geliebte Maeve nicht ausrangieren und mich von Glenn abhängig machen. Aber er beharrte darauf, dass es das Beste sei. Der Schrotthändler gab uns sechshundert Dollar. Glenn entschied, dieses Geld für »Haushaltsausgaben« zu verwenden, und steckte es kurzerhand ein.

Dann begann seine Eifersucht. Wenn ich mich in einem Geschäft mit einem Verkäufer unterhielt, bedrängte Glenn mich mit Fragen, ob ich diesen Fremden attraktiv fände. Er fing an, mir vorzuschreiben, was ich bei der Arbeit tragen sollte und was nicht. »Dieses Oberteil zeigt zu viel von deinen Titten« oder »Diese Farbe lässt dich noch älter aussehen, als du bist«.

Er mochte es nicht, wenn ich allein etwas unternahm, nicht einmal einen Sonntagsspaziergang. »Warum solltest du ohne

mich spazieren gehen?«, fragte er dann. »Lieben wir uns denn nicht?« Dabei hielt er mich die ganze Zeit fest umschlungen. Am Anfang fühlte sich das alles liebevoll an, aber mit der Zeit wurde er immer besitzergreifender.

Harter Sex war das Nächste. Er wollte ausprobieren, wie es wäre, mich ans Bett zu fesseln, und ich sträubte mich. Er erwiderte, ich hätte gefälligst zu tun, was er wollte. Dann drückte er mich auf die Matratze und fesselte einfach meine Arme an den Bettpfosten. Von da an holte er sich Sex, wann und auf welche Weise auch immer er wollte. Es spielte keine Rolle, wie erschöpft ich war, wenn ich von der Arbeit nach Hause kam.

Aber das Schlimmste passierte irgendwann völlig unerwartet mitten in der Nacht. Ich schlief, als ich einen festen Druck auf meinen Kopf spürte und nicht mehr richtig atmen konnte. Ich war mir mit erschreckender Klarheit bewusst, dass ein Kissen auf mein Gesicht gedrückt wurde, und ich hörte, wie Glenn lachte, als ich anfang, um mich zu schlagen. Gerade als ich versuchen wollte zu schreien, nahm er das Kissen weg und rollte prustend auf die Seite.

Mir traten die Tränen in die Augen, während ich hustete und stammelte. Schließlich bekam ich wieder genug Luft. »Was zum Teufel sollte das?«, schrie ich ihn an.

»Mein Gott, Jasmine! Dein Gesicht! Dein Gesicht, als ich das Kissen weggenommen habe. Deine Augen, heilige Scheiße! Ich habe deine Augen noch nie so gesehen ...«

Er lachte wieder, hielt sich die Seiten, während ich weinend und hustend mit den Fäusten auf ihn einschlug.

»Das ... ist ... nicht ... lustig! Verdammt, Glenn.«

»Komm her, Baby, ich mache doch nur Spaß.« Er zog mich in die Arme und küsste meinen Kopf und mein Gesicht.

In dem Moment beschloss ich, jeden Abend einen Teil meines Trinkgeldes in einer leeren Tamponpackung in meiner Handtasche zu verstecken. Glenn wollte, dass mein Trinkgeld für

»Haushaltsausgaben« verwendet wurde, aber ich konnte einen Teil abzweigen, ohne dass er es bemerkte. Das Geld verstaute ich später in einem Fotoalbum, das ich mit einigen anderen meiner Sachen in der Abstellkammer seines Trailers aufbewahrte. Dort würde er nie nachsehen. Er interessierte sich nicht für meine Sachen. Ich vermutete, dass er das Ganze einfach wegwerfen oder verbrennen würde, sobald ich nicht mehr da war.

Um Platz für meinen ständig wachsenden Bargeldbestand zu schaffen, nahm ich die alten Fotos aus den Plastikhüllen des Ringbuchalbums und bewahrte sie lose auf. Jetzt war Platz für die Banknoten. Ich nahm eine Schachtel Streichhölzer und zündete die Tamponpackungen draußen an, während Glenn bei der Arbeit war. Der Geruch von brennendem Plastik und Papier stach mir in die Nase und trieb mir Tränen in die Augen, aber es roch auch nach Freiheit.

So ging es über ein Jahr lang. Ich tat, als wäre alles normal mit Glenn, während ich im Stillen meine Flucht plante. Ich war in seiner Nähe zu einem Roboter geworden, eine Hülle der lebhaften Jasmine, die ich einmal gewesen war. Mein vollständiger Name war Jasmine Veronica. Was sich meine Mutter dabei gedacht hatte, habe ich nie erfahren. Andererseits hatte sie sich ohnehin die meiste Zeit meines Lebens für mich wie eine Fremde angefühlt. Meine Mutter hatte drei Kinder von drei verschiedenen Männern, und aus irgendeinem Grund war sie schon früh zu dem Schluss gekommen, dass ich der faule Apfel war. Ich war höchstens acht oder neun, als ich mitanhörte, wie sie einer Freundin sagte, sie hätte nie ein drittes Kind bekommen dürfen, dass mein Vater der Schlimmste von allen gewesen und ich ihm zu ähnlich wäre. Angeblich saß er irgendwo im Gefängnis. Nicht dass einer ihrer Männer jemals präsent gewesen wäre. Meine Mutter hasste es, Kinder zu haben – so viel war klar –, oder zumindest hasste sie es, mich am Hals zu haben.

Ich war fünf Jahre jünger als meine Schwester und sieben Jahre jünger als mein Bruder und wuchs mit dem ständigen Gefühl auf, eine Außenseiterin zu sein. Ich war dünn und unbeholfen und brauchte viele Jahre lang eine Zahnsperre, während meine Geschwister mit nahezu perfekten Zähnen gesegnet waren. Meine Mutter beschwerte sich ständig über die Kosten. Ich hatte große Schwierigkeiten in Mathematik und Naturwissenschaften, während den beiden in der Schule alles leichtzufallen schien. Es wurde so schlimm, dass ich beinahe ein Jahr wiederholen musste. Meine Mutter erzählte einer Freundin, und zwar während ich dabei war, wie sehr sie sich für mich schämte.

Alles, was ich tat oder wollte, schien eine Belastung zu sein, selbst so grundlegende Bedürfnisse wie Essen. »Hast du schon wieder Hunger?«, fragte sie tief seufzend und sah mich scharf an. Selbst zu den normalen Essenszeiten. Sie gab mir den Spitznamen »Kleines Schweinchen« und rief immer: »Kleines Schweinchen ging zum Markt ...«, wenn ich auf der Suche nach etwas zu Essen war. Meine Geschwister waren keine Hilfe. Ich war ihnen irgendwie lästig und sie herrschten mich an, sie in Ruhe zu lassen, wenn ich versuchte, mit ihnen zu spielen oder über irgendwelche Gefühle zu sprechen.

Während meiner Highschool-Zeit hatte ich einige Zusammenstöße mit der Polizei. Aber war das nicht normal? Mit achtzehn wurde ich schwanger und hatte eine Abtreibung, für die meine Mutter bezahlen musste. Aber war das nicht besser, als ein ungewolltes Kind in diese verrückte Welt zu setzen? Ich ging also nicht auf ein normales College wie meine Geschwister. Ich versuchte es mit einer Kosmetikschule, weil ich schon immer gerne mit Make-up gespielt hatte, aber meine Mutter sagte mir irgendwann, dass sie es satt hätte, für alles zu bezahlen. Ich musste die Ausbildung abbrechen, als ich mir die Schulgebühren nicht mehr leisten konnte.

Die Wahrheit war, dass sie mich einfach nicht mochte, nie gemocht hatte. Dass sie als Pflegehelferin in einem Altersheim arbeitete, war die ultimative Ironie. Sie kümmerte sich liebevoll um völlig Fremde, konnte aber ihrer eigenen Tochter kein bisschen Zuwendung geben.

Nach der Abtreibung und dem Schlamassel mit der Kosmetischschule haben sich meine Mutter und ich vollkommen auseinandergeliebt. Einige Jahre tauschten wir nur belanglose Weihnachtskarten aus, die immer gestelzter und förmlicher wurden. Als hätten wir es mit einem irgendwie verschollenen Nachbarn zu tun und nicht mit einem engen Familienmitglied.

»Fröhliche Weihnachten«, hatte Mama auf die letzte Karte geschrieben. Auf der Innenseite stand nicht einmal mein Name, und sie hatte mit »Deine Mutter« und nicht mit »In Liebe, Mama« unterschrieben. Ich zermarterte mir den Kopf, was sie wohl an meinen Bruder und meine Schwester geschrieben hatte. Damals beschloss ich, keine Karten mehr zu senden und keine Worte mehr zu verlieren. Als ich in eine neue Wohnung in der Stadt zog, gab ich ihr meine Adresse nicht. Seitdem hatten wir nicht mehr miteinander gesprochen. Das Letzte, was ich hörte, war, dass mein Bruder in Chicago lebte und meine Schwester irgendwo im Norden von New York. Er machte irgendetwas mit Computern, und sie war eine dieser Pharmavertreterinnen, die zu wichtigen Meetings durch das ganze Land jetteten, zumindest war das so in meiner Vorstellung. Auch ihnen hatte ich meine neue Adresse nicht mitgeteilt. Im selben Jahr, in dem ich den Kontakt zu Mom abbrach, brach ich auch den Kontakt zu ihnen ab. Es war leichter für mich, mein Herz komplett zu verschließen.

Ich versuchte, nicht so oft an sie oder Mama zu denken. Was mich wütend und traurig machte. Im Großen und Ganzen kam ich zwar damit zurecht, getrennte Wege zu gehen, aber manchmal wünschte ich mir, ich hätte eine Familie, die mir Halt geben

würde. Und jetzt war einer dieser Momente. Stattdessen musste ich mich auf mich selbst verlassen. Ich war vielleicht nicht besonders gebildet, aber ich war gewieft, das wusste ich.

Meine Zeit war gekommen.

Und Denver klang verlockend für mich. Ich wusste nicht warum, ich kannte niemanden dort, war noch nie dort gewesen, aber ein Ort mit Bergen und einem Haufen entspannter, naturverbundener Menschen kam mir einfach herrlich vor. Warum nicht dort einen neuen Anfang machen?

Mein ganzer Plan bestand darin, nach Denver zu gelangen mit ausreichend Geld in der Tasche, um dort leben zu können, bis ich einen Job gefunden hatte. Ich musste es nur erst einmal schaffen, Glenn zu verlassen. Ich hatte mein Handy, das große Bündel Bargeld, ein paar Klamotten und den Plan, am Nachmittag zu fliegen.

Mein großes Dilemma bestand darin, ohne eigenes Auto von Glenns Trailer zum Flughafen zu gelangen. Da ich Uber noch nie benutzt hatte, bat ich Anna, meine Highschool-Freundin, die mir den Job in der Bar besorgt hatte, mir zu zeigen, wie man die App installiert. Wir gingen dazu auf die Damentoilette der Bar, nachdem wir aufgeräumt hatten. Anna war in solchen Dingen schon immer gut gewesen. Damals auf der Madison North Highschool hat sie uns alle möglichen Technologien gezeigt, die uns immer irgendwie umgehauen haben. Zuerst waren es Sachen am Computer gewesen. Inzwischen ging es um iPhone-Tricks, KI-Kunst und was für Fragen man ChatGPT stellen konnte.

In dem dunklen Trailer holte ich nervös mein Handy aus der Handtasche und hielt schützend die Hand über das grelle Display. Ich versuchte, einen Wagen zum Ende der Einfahrt zu bestellen, wo Glenns Trailer abgestellt war. Ich hatte keine Ahnung, was ich tun würde, wenn diese Uber-App nicht funktionierte. Vielleicht würde ich den Plan um einen weiteren Tag oder eine Woche auf-

schieben, bis ich Anna noch einmal um Hilfe bitten konnte. Aber als ich nach einem Wagen in der Nähe suchte, schien es perfekt zu funktionieren. Die App markierte meinen Standort mit einem Punkt und teilte mir mit, dass ein Auto, das von einem Carlos gefahren wurde, fünfzehn Minuten entfernt war.

Fünfzehn Minuten. Atme, Jasmine, atme. Als ich den Auftrag bestätigte, sah ich zu Glenn hinüber. Er schlief nackt, wie er es immer tat, mit einem dünnen Laken, das er achtlos über sich geworfen hatte. Mir war immer kalt, und ich brauchte einen warmen Pyjama und manchmal zwei Decken, besonders im Januar. Er nannte mich ein »altes verdammtes Weib« und versuchte, mich dazu zu bringen, auch nackt zu schlafen. Aber dann hätte ich die ganze Nacht gebibbert.

Ich bückte mich, schob den Großteil meines Bargelds in den Koffer und zog vorsichtig den Reißverschluss ein Stück zu. Das könnte der schwierigste Teil werden, abgesehen davon, dass ich mich aus der Tür schleichen musste, ohne viel Lärm zu machen. Vorsichtig schloss ich den Reißverschluss ein paar Zentimeter weiter und wartete ab, ob Glenn reagierte. Wieder ein paar Zentimeter und innehalten. Beim nächsten Versuch drehte er sich auf den Rücken und legte sich den Arm über den Kopf. Ich wartete, bis er wieder fest schlief.

Ich warf einen Blick auf meine Seite des Bettes, und eine Vision schoss mir durch den Kopf: Wenn ich mir mein Kissen schnappen und ihn im Schlaf ersticken würde? Wenn ich sein Gesicht nicht freigeben würde, so wie er es bei mir getan hatte? Ich könnte ihn anschließend einfach dort liegen lassen, tot. Ich war nur nicht sicher, ob es mir wirklich gelingen würde, ihn zu überwältigen, und die Wahrscheinlichkeit, ein Leben im Gefängnis zu führen, war groß. Denn jeder würde wissen, dass ich die Täterin war.

Nein, nur fliehen war das Beste. Zurück zum Zentimeterplan mit meinem Kofferreißverschluss. Ich brauchte über fünf Minu-

ten, um ihn vollständig zu schließen. Dann nahm ich ihn in die Arme, um ihn nicht rollen zu müssen, und schlich wie ein Dieb aus dem Schlafzimmer, wobei ich Glenn die ganze Zeit im Auge behielt.

Die Außentür war die nächste Hürde. Sie war sehr schwer und das Fliegengitter davor quietschte, aber ich hatte Glenn vor ein paar Tagen überlistet. Ich hatte einen Kartonschneider aus seinem Werkzeugkasten genommen und einen Riss in das Fliegengitter geschnitten. Ich behauptete, der letzte Sturm hätte den Schaden angerichtet und das Gitter aufgerissen. Das zwang Glenn, die Tür zu seinem Kumpel bei Monona Storm and Screen zur Reparatur zu bringen. Ohne das Fliegengitter war das Öffnen der Tür keine so schwere Aufgabe mehr.

Und ich sollte die Dumme sein? Ich würde es Glenn, meiner Familie und allen anderen zeigen.

Plötzlich dachte ich an den Uber und überlegte, ob ich mich beeilen musste. Würde der Fahrer hupen, wenn ich nicht pünktlich zur vereinbarten Zeit kam? Mein Herz schlug noch schneller, und meine Hände waren schweißnass, sodass mir der Koffer einen Moment lang zu entgleiten drohte. Ich packte ihn fest zu- erst mit der einen, dann mit der anderen Hand und wischte mir die Handflächen hastig an meiner Jeans ab.

Ich hörte immer noch Glenns Atmen im Flur des Trailers, das Rauschen, mit dem die Luft in seine Lunge hinein- und hinausströmte. Er atmete immer sehr laut. Meine rechte Hand packte den Türgriff und drehte ihn Millimeter für Millimeter. Ich lauschte auf das letzte Klicken, als sich das Schloss öffnete.

Eine Eule schrie in einem nahen Baum. Das Geräusch erschreckte und beruhigte mich zugleich. Mit frischer Entschlossenheit zog ich die Tür auf und trat aus dem Trailer. Ich atmete die kalte Luft ein und schloss die Tür so vorsichtig wie möglich hinter mir. Die Winterkälte sollte Glenn nicht wecken.

Draußen war es so kalt, dass mein Atem eine Wolke bildete, aber es war gutes Flugwetter. Ein Schneesturm hätte meine Pläne durchkreuzt. Um sicherzugehen, hatte ich eine Woche lang regelmäßig die Wettervorhersage des Lokalsenders verfolgt. Den Meteorologen, der am häufigsten zu sehen war, mochte ich am liebsten. Er sah gut aus und war witzig. Glenn hatte mich einmal gefragt, ob ich den Mann sexy fände. Ich log und verneinte die Frage.

In der Ferne hörte ich, wie ein Auto über Kies rollte, und ich sah den Lichtkegel von Scheinwerfern. Glenn mochte keine richtigen Wohnmobilstellplätze – dort wären zu viele Leute, meinte er. Deshalb hatte er ein kleines Grundstück erworben und seinen Trailer dort aufgestellt. Wir hatten einige Nachbarn in fußläufiger Nähe, aber sie wohnten nicht dicht genug, als dass wir sie täglich gesehen hätten.

Ich legte den Kopf schief, um über das Knirschen des Kieses hinweg zu hören, ob Glenn sich rührte. Erleichtert stellte ich fest, dass es im Trailer still blieb. Ich umschlang meinen Koffer und richtete mich auf, um so selbstbewusst wie möglich auf den wartenden Uber zuzugehen. Ich musste souverän wirken, nicht wie eine Verrückte auf der Flucht. Ich atmete tief ein und zwang mich dazu, ein strahlendes Lächeln aufzusetzen, bevor ich losging.

Ich nahm mir vor, dem Fahrer zu sagen, dass ich eine Geschäftsreise vor mir hatte, falls er fragte. Ich stellte mir meine Schwester vor, wie sie sich schick anzog, sich schminkte und in teure Schuhe schlüpfte. Ich könnte so tun, als wäre ich wichtig, und mir ausmalen, dass ich später am Tag einen ganzen Konferenzsaal mit meiner Geschäftstüchtigkeit beeindrucken würde. Vielleicht war es ja noch nicht zu spät für dieses echte Leben. Vielleicht könnte ich in Denver ein paar Wirtschaftskurse belegen und schließlich auch so einen Job finden. Das war mein neues Ich.

Carlos war ein korpulenter Mann mit ungepflegtem Haar. Ich fragte mich unwillkürlich, ob er gerade erst aufgewacht war. Aber er war gesprächig und stellte mir viele Fragen. Also begann ich mit den Lügen. Warum ich flog? »Eine Geschäftsreise.« Was ich beruflich machte? Ich bediente mich bei meiner Schwester. »Ich arbeite für ein Pharmaunternehmen.« Wohin ging meine Reise? Denver wollte ich nicht sagen, nur für den Fall, dass Glenn diesen Mann irgendwie aufspürte. Also hielt ich mich an die Stadt meiner Schwester. »New York.« Dort gab es bestimmt viele Kongresse und Tagungen.

Geschickt lenkte ich dann das Gespräch auf ihn, und er fing an, über seine Kinder zu reden und was sie neben der Schule her so trieben. Perfekt. Ich schaltete ab und starrte aus dem Fenster. Gelegentlich gab ich einen unverbindlichen Kommentar von mir, wenn ich das Gefühl hatte, dass ich antworten sollte.

Carlos hielt vor der Delta-Abflughalle. Als er meinen Koffer aus dem Kofferraum hob, bekam ich plötzlich Angst. Was, wenn ich am Flughafen zufällig jemanden traf, den ich kannte? Jemanden aus der Bar oder aus meinen anderen früheren Jobs in der Stadt? Ich hatte an verschiedenen Tankstellen und als Zimmermädchen gearbeitet. Ich hatte zwar einen Plan, aber so richtig idiotensicher fühlte er sich nicht an.

In meiner Handtasche steckte eine blaue Baseballkappe der Los Angeles Dodgers aus einem Secondhandladen. Die Kappe und die runde Brille waren meine Verkleidung. Ich konnte mich auch in einem Ecksessel oder sogar auf der Damentoilette verstecken, bis der Flug aufgerufen wurde.

Schnell steckte ich mein Haar so gut es ging hoch, setzte die Kappe auf und hielt meinen Blick gesenkt, während ich mich auf den Weg zum Ticketschalter machte. Eine muntere Frau mit einem makellosen Bob und zu viel Lidschatten begrüßte mich.

»Guten Morgen! Sie checken heute ein?«

Wie konnte sie um halb sieben Uhr morgens schon so schrecklich wach sein?

»Ja, ich muss mir noch ein Ticket kaufen. Barzahlung ist doch in Ordnung, oder?«

»Natürlich«, antwortete sie, aber ich hatte das Gefühl, dass sie mich anstarrte. Welche Frau taucht schon so früh mit einer Baseballkappe auf und zahlt in bar? »Und wohin fliegen wir heute?«

»Denver«, antwortete ich und heuchelte Begeisterung. »Zu einem Junggesellenabschied. Mädchen wollen doch auch ihren Spaß haben, oder?«

»Und ob«, antwortete sie, nahm meinen Führerschein und tippte die Daten ein, während ich vorsichtig in meine Handtasche griff und einen Teil des Geldes herausnahm. Ich sorgte dafür, dass sie das restliche Bündel nicht sehen konnte, weil ich nicht wollte, dass sie Verdacht schöpfte. Ich legte die Scheine auf den Tresen. »Ich habe mein Trinkgeld für diesen Anlass gespart«, setzte ich hinzu. »Ich kann es kaum erwarten!«

»Brauchen Sie auch ein Rückflugticket?«, fragte sie.

Mit dieser Frage hatte ich nicht gerechnet. »Ich ... nein ... Ich fahre am Montag mit einer Freundin zurück.«

Sie nickte und zählte die Scheine, dann drückte sie ein paar Knöpfe und ein Ticket wurde ausgespuckt. Meine Schultern entspannten sich ein klein wenig.

»Sie sind wirklich furchtbar früh hier.« Sie legte den Kopf leicht schief. »Ihr Flug geht erst heute Nachmittag.«

Meine Schultern spannten sich wieder an. Ich versuchte, bei-läufig darüber zu lachen.

»Ja, stimmt. Ich habe noch etwas zu erledigen, also dachte ich, ich arbeite einfach hier.« Ich deutete auf mein Handgepäck. »In meiner Tasche ist mein Laptop. Und ich treffe eine der Freundinnen zum Lunch, bevor wir an Bord gehen.«

Sie reichte mir die Bordkarte. »Großartig. Ich hoffe, Sie haben ein tolles Frauenwochenende!«

»Danke.« Ich lächelte und rollte meinen Handgepäckkoffer, der mit nicht zusammenpassenden Socken und schmutzigen Klamotten gefüllt war, zum Sicherheitsbereich, während ich mir vorstellte, dass Glenn immer noch tief schlief.

Was würde passieren, wenn er aufwachte? Nervosität machte sich in mir breit, und ich kaute an einem Fingernagel. Er würde mich vielleicht als vermisst melden. Eigentlich war ich mir ziemlich sicher, dass er das nicht tun würde, weil er nicht im Fokus einer polizeilichen Untersuchung stehen wollte. Es könnte ja herauskommen, dass er nie Steuern zahlte und von seinen Kumpele auf dem Bau hauptsächlich in bar entlohnt wurde. Außerdem würde er sicher nicht wollen, dass die Polizei die Marihuanapflanzen sah, die er auf dem Fensterbrett neben dem Spülbecken zog. Marihuana war in Wisconsin noch illegal. Würde er sich genug Sorgen um mich machen, um eine Vermisstenanzeige aufzugeben? Oder würde er »Na gut, dann ist die Schlampe eben weg!« raunen und die Sache damit abtun, um dann weiterzuziehen und jemand Neuen zu finden? Ich tippte auf Letzteres.

Vermutlich blieb mir vielleicht eine Woche Zeit, bevor er etwas wirklich Handfestes unternehmen würde. Bis dahin würde er mich anrufen, mir Nachrichten schicken, versuchen, mich aufzuspüren, mir drohen und befehlen, dass ich verdammt noch mal besser nach Hause kommen sollte. Aber nach einer Woche, das konnte ich mir vorstellen, würde er einen Punkt erreicht haben, an dem er sich entscheiden musste. Würde er die Polizei informieren oder wäre ihm das zu riskant? Ich grübelte weiter darüber nach, während ich durch die Sicherheitskontrolle ging und mein Abfluggate aufsuchte. Dort ließ ich mich in einen der schwarzen Vinylstühle fallen und kaute auf einem anderen Nagel weiter.

Ich kniff die Augen zusammen und dachte an meine Großmutter, die einzige Person in meinem Leben, der ich mich wirklich nahe gefühlt hatte. Sie war gestorben, kurz bevor ich in die Highschool kam. Meine Mutter sagte später, dass Großmutter sich im Grab umdrehen würde, wenn sie sähe, was aus mir geworden war, aber das glaubte ich nicht. Die Oma, an die ich mich erinnerte, brachte mir Geschenke und Süßigkeiten mit und ließ mich als kleines Kind so lange auf ihrem Schoß sitzen, wie ich wollte. Sie sagte mir jedes Mal, wenn sie mich sah, dass ich klug und hübsch sei, und zwar in dieser Reihenfolge, und dass ich diese Reihenfolge nicht verwechseln dürfe. Das machte sie sogar noch, als ich Schwierigkeiten in der Schule bekam, und ihre Worte bedeuteten mir so viel. Jetzt brauchte ich meine Großmutter. Würde sie doch vom Himmel herabschauen und mich führen. Ich war nicht der Typ, der betete, dennoch schloss ich die Augen und schickte einen Gruß zu ihr hinauf.

2

STEPHANIE

Die Nacht vor dem Flug

Wenn ich etwas nicht mochte, dann war es Packen. Ziemlich paradox, wenn man bedachte, wie viel ich schon gereist bin. Klar, ich hatte immer einen kleinen Kulturbeutel mit Toilettenartikeln dabei, mit Shampoo und Spülung meiner Lieblingsmarke in Reisegröße, ein Stück Feuchtigkeit spendende Seife in einem rosa Plastikbehälter und eine Probe meines Lieblingsparfüms (blumig und luftig). Aber das Zusammenstellen der Kleidung war für mich immer eine lästige Pflicht gewesen. Jetzt war es halb elf Uhr abends und ich konnte es nicht länger aufschieben.

Ich hatte meinem Team versprochen, am nächsten Vormittag noch einen halben Tag zu arbeiten, bevor ich zur Konferenz flog. Wie das eben so ist, ich wollte sie auf die Spur setzen, bevor die Chefin weg ist. Es würde ein langer Reisetag werden: von Madison nach Denver. Und von dort nach San Diego. Der News Coverage Summit begann am Donnerstagmorgen.

Über hundert Nachrichtenchefs, von denen die wenigsten sich kannten, kamen zusammen, um Experten zuzuhören und Meinungen auszutauschen. Fernsehsender im ganzen Land versuchten, die lokalen Fernsehnachrichten besser zu machen als bisher.

Die Zuschauer wollten etwas anderes – das bewiesen die sinkenden Einschaltquoten – und wir alle versuchten herauszufinden, was genau.

Als ich einen Blick in meinen Kleiderschrank warf, fiel mir eine dunkelgrüne Seidenbluse ins Auge. Ich nahm sie vom Bügel und kombinierte sie mit einer hellbraunen Stoffhose. Das genügte als Outfit Nummer eins für den ersten Tag.

Nun zu Outfit Nummer zwei. Mein Blick schweifte über meine Jobklamotten. Ich hatte versucht, meinen Kleiderschrank nach Arbeit und Freizeit zu ordnen, die eine Hälfte auf der einen Seite, die andere auf der anderen. Die Freizeitseite war ein einziges Durcheinander: Yogahosen und Sweatshirts lagen wahllos herum, Jeans lagen auf dem Boden des Kleiderschranks. Aber die Jobseite hatte ich ziemlich gut organisiert und sogar nach Farben sortiert. Für Grün war mit der Bluse schon gesorgt, wie wäre es also mit einem anderen Farbtupfer? Ich entdeckte einen leuchtend rosa Blazer und fand eine dazu passende schwarze Bluse, die ich mit einer schwarzen Hose kombinieren könnte und dazu die schwarzen Pumps. Für Outfit Nummer drei schraubte ich den Anspruch etwas herunter und wählte einen marineblauen Pullover und eine Hose mit Hahnentrittmuster und dazu Schuhe, die wie Turnschuhe mit Absatz aussahen.

Da die Frage der wichtigsten Outfits nunmehr geklärt war, legte ich noch ein paar weitere Klamotten heraus. Ein langes geblühtes Kleid und ein kürzeres schwarzes kamen in die Auswahl, ein Schlafanzug, Trainingsshorts, Laufschuhe, meine Lieblingsunterwäsche, mehrere BHs von bequem bis spitzenbesetzt, Spanx in verschiedenen Ausführungen und etliche Paar Socken.

Ich fügte mein verschreibungspflichtiges Schlafmittel Ambien sowie ein Bügeleisen und einen Lockenstab hinzu und packte kurze und lange Ohrringe und eine Auswahl an Halsketten in ein Reiseschmuckkästchen. Gegen Viertel nach elf war ich endlich

fertig. Ich seufzte, als sich die Müdigkeit hinter meinen Augen bemerkbar machte, und wollte gerade den Koffer schließen, als Fred kam, mir um das Bein strich und leise schnurrte.

»Hey, Freddie-Boy.« Ich hob ihn hoch und wiegte ihn auf dem Rücken wie ein Baby in der Beuge meines linken Arms. Er blinzelte mich zufrieden an und schnurrte weiter, während ich mit der anderen Hand seinen Bauch streichelte. »Ja, Mama fährt weg, aber ich bin bald wieder da. Und Robert wird dich füttern.«

Mama verreiste viel zu oft. Mein Chef Dave bat mich ständig, den Sender auf Konferenzen, Seminaren, Workshops und unseren vierteljährlichen Treffen in der Unternehmenszentrale in Cleveland zu vertreten. Ich hatte schon lange den Eindruck, dass er wahrscheinlich glaubte, ich wäre leicht zu manipulieren. Vielleicht stimmte das auch. Als geschiedene Frau mit einem erwachsenen Kind und einer Katze konnte ich alles stehen und liegen lassen, wohl wahr, aber das viele Reisen machte mir zu schaffen. Es war kein Vergnügen, sondern Pflicht. Ich musste die ganze Zeit im Arbeitsmodus sein, mit anderen plaudern und in Firmensprech palavern. Das war jetzt die vierte Dienstreise in den letzten sechs Monaten, auf die ich geschickt wurde.

Ich küsste Fred auf den Kopf und setzte ihn wieder auf den Boden. Er beschnupperte den Koffer, rieb seinen Kopf zweimal daran und sprang auf mein Bett, wo er langsam einen engen Kreis beschrieb, um seinen Schlafplatz zu suchen.

Ich zog mir einen Schlafanzug aus Flanell an und schlüpfte in die Hausschuhe, gegen die unerbittliche Januarkälte. Dann ging ich in die Küche, holte mehrere Dosen Katzenfutter und eine Tüte Trockenfutter aus dem Schrank, stellte sie auf den Tresen und kritzelte eine Notiz für Robert.

Hallo Nachbar. Noch einmal danke, dass du F. fütterst. Ich bringe dir ein Geschenk aus CA mit. Viel Glück bei deinem Date! Außerdem habe ich mich entschieden, diesen Wecker zu kaufen,

von dem du mir erzählt hast, der einen mit Licht weckt. Er kommt am Freitag. Kannst du die Lieferung annehmen?

Ich war so froh, dass es Robert gab. Wir waren gute Freunde geworden, seit er vor zweieinhalb Jahren in das Reihenhaus neben mir eingezogen war. Unsere Beziehung begann an einem Sommertag, als er gerade auspackte. Wir hatten beide die Fenster offen und ich hörte, wie er den Soundtrack zu *Fiddler on the Roof* abspielte. Als ehemaliges Highschool-Theaterkind begann ich mitzusummen und lächelte. Später an diesem Nachmittag goss ich gerade die Pflanzen auf meiner Seite, als er mit einer Ladung gefalteter Umzugkartons im Arm herauskam.

»Oh, hallo. Sind Sie meine Nachbarin?«, fragte er fröhlich. Schnell taxierte ich ihn. Silbergraues Haar, eine schwarze Brille und ein schiefes Lächeln. Er trug ein T-Shirt mit der Aufschrift: *Gay and Gray. Wanna Stay?*

»Ja, hallo, ich bin Stephanie«, antwortete ich mit fröhlichster Nachbarinnenstimme. »Stephanie Monroe. Willkommen.«

Als ich meine Hand ausstreckte, stellte er die Kartons ab und erwiderte den Händedruck. Sein Griff war fest und selbstbewusst und seine Augen funkelten, als er meine Hand schüttelte.

»Danke. Ich bin froh, hier zu sein. Ich bin Robert Tayburn, der neue und offensichtlich unerträglich laute Nachbar. Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus. Das Erste, was ich an einem neuen Ort mache, ist, Bluetooth anzuschließen. Ich kann nicht auspacken, ohne ein bisschen beschwingte Musik zu hören.«

»Nein, das stört mich nicht. Ich liebe den *Fiddler* sogar«, sagte ich und fügte dann melodios noch eine Textzeile hinzu: »Auf das Leben! Auf das Leben! L'chaim!«

»Oh. Mein. Gott. Sie kennen ja sogar den Text!« Er legte den Kopf in den Nacken und lachte schallend.

»Ich war in der Highschool in der Theatergruppe.« Ich lächelte. »Nur im Ensemble, aber ich habe es geliebt.«

»Vielleicht bin ich ja gestorben und in den Nachbarhimmel gekommen!«, rief Robert.

Von da an plauderten wir immer wieder miteinander. Da wir beide selbsternannte Musical-Kenner waren, schlug Robert »Broadway and Bubbly«-Abende vor. Wir besuchten uns gegenseitig, aßen feinen Aufschnitt, tranken Champagner und sangen mit. Er hatte auch eine Katze, und bald waren Evita und Fred unser gemeinsames Gesprächsthema.

Robert war nie verheiratet gewesen. Er erzählte mir von seinen Verabredungen und von neuen Männern, die er kennenlernte, und er ermutigte mich auch, mehr auszugehen. Ich schilderte ihm meinen zeitraubenden Job und das verrückte Geschäft mit den Fernsehnachrichten, in dem ich tätig war. Er sah sich nie die Nachrichten an, es sei denn, es kam ein Sturm auf und er wollte die Wettervorhersage sehen. Den Rest hielt er entweder für zu negativ oder zu aufgeblasen. Mehr als einmal kritisierte er mich scherzhaft wegen meines Berufs. Schließlich wurde er jedoch zu meinem Vertrauten. Weil es ihm egal war, dass unsere Moderatoren oder Reporter lokale Berühmtheiten waren, und weil er ein guter Zuhörer war, ertappte ich mich immer wieder dabei, Dinge, die bei der Arbeit passierten, bei ihm abzuladen.

»Du willst mir also sagen, dass dieser Moderator sich wie die böse Stiefmutter in *Aschenputtel* verhalten hat?«, fragte er. »Verwandle ihn einfach in einen Kürbis und mach weiter, Schwester! Du bist der Boss!«

Er half mir, als ich mich darüber beklagte, dass die Branche nach wie vor von Männern dominiert wurde. Manchmal saßen bei Preisverleihungen oder ähnlichen Veranstaltungen andere Nachrichtenchefs, zufälligerweise nur Männer, in einer Art »Good Old Boys' Club« zusammen.

»Sie sind nur eifersüchtig«, meinte Robert. »Weil du ihnen in den Hintern trittst und sie sich von dir bedroht fühlen.«

Wenigstens hatte ich einen guten Chef. Dave behandelte mich immer mit Respekt, und dafür mochte Robert ihn.

»Aber erzähle Dave bloß nicht, dass du keine Lokalnachrichten schaust«, hatte ich bei einem unserer abendlichen Treffen lachend gesagt. »Denn du bist ein Teil des Problems, das jeder Sender zu lösen versucht.«

»Keine Sorge, ich bin ein hervorragender Lügner«, antwortete er und schenkte mir ein schiefes Lächeln. »Er wird denken, dass ich der größte Channel-3-Fan da draußen bin.«

Robert kam mir vor wie ein großer Bruder. Er arbeitete von zu Hause aus für ein Technologieunternehmen vor Ort und fütterte Fred gerne, wenn ich nicht in der Stadt war. Und ich konnte ihm einen Schlüssel zu meiner Wohnung anvertrauen.

Nachdem ich die Notiz für ihn verfasst hatte, ging ich wieder nach oben. Ich putzte mir die Zähne, reinigte mein Gesicht mit einem Aprikosenpeeling, wischte es mit Peeling-Pads ab, die ich mit Hamamelis-Toner betupft hatte, trug eine Nachtcreme für die Augen und eine viel zu teure Feuchtigkeitscreme auf, von der Gwyneth Paltrow in einer Instagram-Werbung behauptete, sie bewirke Wunder. Ich hatte den Link in einem Moment der Schwäche angeklickt, als mein fünfundvierzigjähriges Gesicht mir eher wie fünfzig als wie vierzig vorkam. Die Creme roch nach Rosen, hatte meine Haut aber bis jetzt noch keinen Millimeter gestrafft.

Ich besprühte mein Kopfkissen mit Lavendel-Schlafspray, das ebenfalls gut roch, aber leider trotzdem nicht sehr oft beim spontanen Einschlafen half, kletterte neben Fred ins Bett und griff nach meinem Handy auf dem Nachttisch. Ja, ich wusste, dass das blaue Licht schlecht für meine Augen war. Ja, ich wusste auch, dass ich stattdessen lieber ein Buch lesen sollte, aber die Verlockung eines digitalen Kicks vor dem Schlafengehen war zu groß.

Die Reihenfolge, in der ich die Elemente checkte, war immer dieselbe: Textnachrichten, Teams-Nachrichten, berufliche E-Mails, persönliche E-Mails, Facebook, Twitter (ich weigerte mich, es X zu nennen), Instagram, Threads, TikTok und meine News-App. Als Nachrichtenchefin musste ich ständig auf dem Laufenden sein, sowohl was hier in Madison als auch im ganzen Land passierte.

Zum Glück gab es keine Textnachrichten. Man wusste nie, was einen erwartete, wenn man eine Redaktion voller junger Journalisten leitete. Die Leute stellten ständig Fragen und hatten das Bedürfnis, mir oder meinem stellvertretenden Nachrichtenchef zu jeder Tages- und Nachtzeit irgendwelche Neuigkeiten in Kurzform zu schicken. Vor allem die Nachtreakteure, die um zweiundzwanzig Uhr antraten und die Morgensendung produzierten. Sie kamen meist frisch von der Uni und hatten Angst, Fehler zu machen, also stellten sie sehr viele Fragen.

Ich war froh, als ich sah, dass Madison eine ruhige Nacht zu haben schien. Das war einer der Gründe, warum ich gerne Nachrichtenchefin bei einem kleineren Sender war. Schießereien kamen hier selten vor. Unsere größten Ereignisse hatten meist mit der Universität oder mit der überregionalen Politik zu tun. Dennoch berichteten wir auch über Events wie die Eröffnung der Wohnmobilausstellung oder das Turnier der Little League, zu dem Tausende kamen.

Ich hatte das Großstadtleben hinter mir, war am DePaul College gewesen und hatte in Chicago gearbeitet, wo ich mich von der Praktikantin zur leitenden Produzentin hochgearbeitet hatte. Der lange Arbeitsweg von unserem Vorort zur NBC-Filiale in der Innenstadt von Chicago brachte mich jedoch fast um. An guten Tagen kostet er mich neunzig Minuten pro Strecke. Als in Madison eine Stelle als stellvertretende Nachrichtenchefin frei wurde, packten mein damaliger Ehemann Jason, unser Sohn Evan und ich zusammen und beschlossen, das Leben in einer kleineren

Stadt auszuprobieren. Nach zwei Jahren verließ der Nachrichtenchef den Sender und Dave beförderte mich. Seitdem hatte ich die Stelle inne.

Evan war gerade mit dem College fertig und hatte seinen ersten Job im Marketing für ein Fußballteam in Minneapolis angetreten. Jason und ich hatten das leere Nest nur im ersten Jahr nach Evans Auszug ausgehalten. Wir stellten fest, dass wir uns ohne den hektischen Alltag mit einem Kind nicht mehr viel zu sagen hatten, und entfernten uns immer weiter voneinander. Wir schauten unsere Lieblingssendungen in getrennten Zimmern, fanden Vorwände, um länger bei der Arbeit zu bleiben, und trainierten, kauften zu unterschiedlichen Zeiten ein und aßen jeder für sich.

Ich musterte Jason immer wieder verstohlen und versuchte, den jungen Mann wiederzufinden, den ich an der DePaul kennengelernt hatte, aber alles an ihm schien sich verändert zu haben. Sein Gesicht war natürlich älter geworden, genau wie meines, aber ich konnte den gutaussehenden Jungen, in den ich mich verliebt hatte, nicht mehr darin erkennen. Stattdessen nervte mich sein Verhalten: dass er seine Kaffeetasse zum Beispiel nie ausspülte, sondern sie neben der Spüle stehen ließ, so dass sich ein dunkelbrauner Film auf dem Boden festsetzte; dass er von Football besessen war und zu glauben schien, er spiele selbst mit, anders war sein körperlicher Einsatz bei jedem Spielzug nicht zu erklären. Und dass er nicht nur schnarchte, sondern auch schnaubte, wenn er auf der Couch einschlief. Und dass er mir immer den Lebensmitteleinkauf und die Wäsche überließ, obwohl ich mehr arbeitete als er. Wenn wir wandern gingen, waren seine Schritte viel länger als meine, und ich bemerkte, dass er nicht wie früher langsamer ging, damit ich mithalten konnte. Selbst bei einem Spaziergang zeigte sich, dass wir nicht mehr synchron waren. Wir waren so jung, als wir Evan bekamen, und

Jason war ein guter Vater, aber ich langweilte mich einfach und war zunehmend genervt von ihm.

Schließlich brachte ich eines Abends den Mut auf, ihn zu fragen, ob wir seiner Meinung nach noch zusammenpassten. Er saß auf der Couch und richtete sich unwillkürlich auf, sah mich etwa dreißig Sekunden lang an, ohne etwas zu sagen. »Ich schätze, wir haben beide dasselbe gefühlt, was?«, antwortete er dann. Mir wurde ganz flau im Magen. Als er hinzufügte: »Vielleicht sollten wir versuchen, getrennt zu leben«, fühlte ich Erleichterung und Schmerz darüber, dass der Vorschlag von ihm gekommen war, aber auch Trauer darüber, dass eine Partnerschaft, die ein so tolles Kind hervorgebracht hatte, zu Ende gehen sollte. Wir haben nicht einmal versucht, zur Paarberatung zu gehen. Es war eine einvernehmliche Scheidung, und sie ging schnell über die Bühne. Zum Glück hatte er kein Problem damit, dass ich Fred behielt. Ich hätte hart für meinen Freddie-Boy gekämpft.

Jason heiratete früher wieder, als ich erwartet hätte. Es bereitete mir Bauchschmerzen, als ich die Fotos von der Hochzeit mit seiner neuen Frau und von deren Töchtern sah und von Evan, der in seinem Anzug so elegant wirkte. Aber ein Teil von mir freute sich für Jason. In Wahrheit wollte ich das Gleiche. Ich mochte mein Leben, wie es war, aber ich sehnte mich nach der Art von unkomplizierter Gesellschaft, die ich mit Robert hatte, nur eben mit jemandem, der mich auch körperlich attraktiv fand. Vielleicht würde ich an diesem Wochenende einen Mann kennenlernen – dunkelhaarig und gut aussehend. Eine neue Romanze wäre wirklich aufregend. Ich sehnte mich nach einem Abenteuer, nach Veränderung, Urlaub und einem Lebenspartner. Von alledem war in meinem Leben schon viel zu lange nichts passiert. Als ich Dave vorschlug, meinen Stellvertreter Bruce zu dieser Konferenz zu schicken, meinte Dave, dass Bruce nur ungern wegfuhr, da er noch zwei kleine Kinder zu Hause hatte. Ich schlug noch

ein paar andere Leute aus der Redaktion vor, die sich über die Teilnahme an einer Konferenz freuen würden, aber Dave lehnte sie alle ab. Entweder hatten sie auch Familie oder sie waren zu jung und unerfahren, um den Sender zu vertreten. Ich bewegte mich also weiter in einem Hamsterrad, über das ich scheinbar keine Kontrolle hatte. Es war längst an der Zeit auszusteigen, selbst wenn es nur für kurz war.

Hätte jemand mein Leben von außen betrachtet, wäre er vielleicht beeindruckt gewesen. Ich hatte Geld, Karriere gemacht und einen gesunden erwachsenen Sohn. Ich war nie schwer erkrankt, und obwohl ich mir meinen Körper etwas straffer gewünscht hätte – vor allem die kleinen Fledermausflügel an meinen Oberarmen störten mich –, war ich immer noch in guter Form. Mein braunes, schulterlanges Haar hatte eine leichte Naturwelle. Es schlichen sich zwar graue Strähnen ein, aber ich ging alle zwei Monate zum Friseur, um es färben zu lassen. Zweimal im Jahr buchte ich ein Microblading für meine Augenbrauen und alle drei Wochen ließ ich mir die Finger- und Fußnägel machen. Diesen Monat waren sie in zartem Rosa gehalten. Ich hatte ein Peloton, das ich nicht annähernd mehr so oft benutzte wie früher, ein Laufband, Yogamatten, -steine und -kissen, Pilates-Bälle und ein Hantelset für zu Hause. All das war in einem Zimmer meines Reihenhauses untergebracht. Kleidung kam in einem Karton von Stitch Fix, Essen in einem Karton von Hello Fresh und alles andere, was ich wollte, innerhalb von vierundzwanzig Stunden von Amazon. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass mein Leben aus einer Reihe von Kartons bestand. Robert scherzte, ich sei »einkartoniert«. Er kaufte lieber in richtigen Geschäften.

Ich schätze, ich war eine ganz normale amerikanische weibliche Führungskraft. Aber ich spürte, dass meine Tage gleichförmig waren, dass es mir abgesehen von Robert an Kameradschaft mangelte. Sogar meine Beziehung zu Evan schien mir zu

entgleiten. Aus mir unerfindlichen Gründen sah es so aus, als wäre er wegen der Scheidung nicht auf Jason, sondern auf mich wütend. Inzwischen sagte er oft, er habe keine Zeit, um zu reden. Unsere »Einmal pro Woche«-Gespräche fanden fast nur noch alle zwei Wochen statt oder noch seltener. Er war im letzten Jahr sowohl an Thanksgiving als auch an Weihnachten bei Jason gewesen, weil es mit seinen Stiefschwestern mehr Spaß mache, wie er sagte. Ich musste ihn geradezu anbetteln, damit er sich am Tag nach Weihnachten mit mir zum Mittagessen traf.

Wenn ich nachts wach lag und an die Decke starrte, fragte ich mich manchmal, ob all die Schulveranstaltungen, die ich verpasst hatte, weil ich abends gearbeitet oder eine Doppelschicht für die Fernsehnachrichten übernommen hatte, auch unserer Beziehung geschadet hatten. Jasons regelmäßiger Job hatte es ihm ermöglicht, immer dabei zu sein. Konnte es sein, dass Evan sich darüber ärgerte, dass ich all die Bandkonzerte und Footballspiele in seiner Jugend nicht besucht hatte? Oder dass ich während des Abendessens den Anruf eines jungen Mitarbeiters annahm, in ein anderes Zimmer ging und Evan vertröstete? Er hatte nie etwas gesagt, aber der Gedanke nagte an mir. Die Sache war die, dass wir das Geld brauchten, und das kam über meine harte Arbeit und mein Engagement in einem Vierundzwanzig-Stunden-Job rein. So gesehen empfand ich kein Bedauern, aber die neue Kälte meines Sohnes mir gegenüber hatte zu einem kleinen Riss in meiner Seele geführt, der sich auszuweiten schien.

Manchmal dachte ich, dass Evan vielleicht einen Wink brauchte, wie wichtig ich für ihn war. Natürlich nichts Tragisches, aber wenn bei mir eine Krankheit diagnostiziert werden würde, die ihm gerade genug Angst einjagte, von der ich mich aber wieder erholte, empfände er vielleicht etwas Mitgefühl für mich und würde wieder in meine Ecke kommen. Oder wenn ich mich für ein paar Nächte im Wald verirrt und als siegreiche

Heldin zurückkehrte – würde er mich dann wieder respektieren? Würde er sich mir in die Arme werfen, wie er es als Kleinkind getan hatte? Vielleicht wäre das der Tritt in den Hintern, den er brauchte. Ich war eine gute Mutter gewesen, verdammt noch mal, hatte ihn mit allem Nötigen ausgestattet ins Erwachsenenleben entlassen, und jetzt ignorierte er mich weitgehend. Eines Abends ließ ich mich bei Robert darüber aus. Aber der lachte nur.

»Also ... du willst mir sagen, du wärst bereit, dich entführen zu lassen?«

»Vielleicht, natürlich nur, wenn ich dabei nicht zu Schaden komme.«

»Ein gutherziger Kidnapper, schon verstanden«, sagte er. »Ich werde eine Anzeige bei Indeed für dich aufgeben.«

Ich schlug ihm auf den Arm.

Und ehrlich gesagt war Evan nicht mein einziges Problem. Ich sehnte mich nach meinem alten Ich. Auf dem College war ich eine Rebellin gewesen. Ich war diejenige, die bereit war, den Unterricht zu schwänzen oder einen gefälschten Ausweis zu benutzen, um mich in eine Bar zu schmuggeln. Ich war bekannt dafür, dass ich den anderen im Wohnheim Streiche spielte oder mich wie ein bestimmter Professor verkleidete und ihn nachahmte. Leider schienen diese Zeiten schon eine Ewigkeit her zu sein. Ich war jetzt eine berufstätige Frau und musste den Schein wahren. Insgeheim sehnte ich mich jedoch nach etwas Lustigem und Rebellischem.

Wenigstens würde ich Diana, eine neue Freundin, in San Diego treffen. Wir hatten viel gemeinsam. Ich hatte erst vor Kurzem mit ihr Kontakt aufgenommen, und sie schien genauso an Abenteuern interessiert zu sein wie ich. Sie arbeitete zwar nicht in der Nachrichtenbranche, aber sie würde mir dabei helfen, dieses Wochenende ein wenig aufregender zu gestalten.

Ich hatte davon geträumt, einfach abzuhauen, in Mexiko eine

neue und erfrischende Lebenswelt für mich zu schaffen, ganz aus dem Nachrichtengeschäft auszusteigen und ein Leben mit Wein und guten Büchern zu genießen. Vielleicht bekam Evan ja dann Lust, mich zu besuchen, nur um in meiner Strandhütte zu leben und den Mädchen an der Brandung nachzuschauen. Diese Fantasie vom Leben als Auswanderer kam mir in letzter Zeit immer häufiger in den Sinn. Ich ertappte mich dabei, wie ich House Hunters International schaute und eine Liste von Orten in Mexiko erstellte, an die ich wegen des warmen Klimas und der Nähe zu den USA ziehen könnte. Was außer Robert hielt mich in diesem kalten nördlichen Staat? Er war ein toller Nachbar, aber ich konnte doch nicht mein ganzes Leben auf ihn ausrichten, oder?

Ich seufzte, als ich mein Telefon wieder auf den Nachttisch legte. Meine fernere Zukunft war ein zu weites Feld, um nachts um Viertel vor zwölf darüber nachzudenken. Ich brauchte einfach Schlaf. Ich knipste das Licht aus, schloss die Augen und versuchte, tief einzuatmen, um meinen Herzschlag zu verlangsamen. Vier Sekunden tief einatmen, sieben halten und erst dann acht Sekunden ausatmen. Lavendelduft stieg mir in die Nase und ich konzentrierte mich darauf, ihn auf mich wirken zu lassen.

Aber es funktionierte nicht.

Als ich so dalag, die flauschige geblünte Bettdecke um meinen Körper und Fred an meinen Beinen, spürte ich, wie ich wacher wurde statt müder. Die Müdigkeit, die ich nur eine Dreiviertelstunde zuvor noch verspürt hatte, war verschwunden. Ich hatte das Gefühl, dass ich mein Zeitfenster für den Schlaf verpasst hatte. Ich hatte Angst vor der Reise, die vor mir lag.

Ich öffnete ein Auge und linste auf die Uhr. Es war fast halb eins. In weniger als acht Stunden musste ich als Chefin einer Fernsehredaktion voll einsatzfähig sein, in sechseinhalb Stunden musste ich aufstehen. Mist! Das war nicht gut. Schlaf ein,

sagte ich mir. Los! Schlaf! Ein! Mein Verstand schoss zurück und sagte Nein.

Um Viertel vor eins gab ich auf. Ich hievte mich aus dem Bett, zum Ärger von Fred, der den Kopf hob und miaute, öffnete meinen Koffer, kramte im Dunkeln herum, bis ich das Fläschchen Ambien fand, drehte den Deckel ab, schluckte eine ganze Pille und spülte sie mit einem Schluck Wasser hinunter. Mein Arzt hatte mich gewarnt, nicht binnen acht Stunden nach der Einnahme von Ambien Auto zu fahren, und jetzt musste ich mich in etwas mehr als sieben Stunden auf den Weg machen, aber ich brauchte einfach Schlaf. Tut mir leid, Doc.

Ich hasste Nächte wie diese, und sie kamen leider zu oft vor. Stets schwirrte mir eine Vielzahl von Sorgen durch den Kopf – Personalprobleme, Hassmails von Zuschauern, Liebesbriefe von Zuschauern an einige unserer Moderatoren und Reporter, die an Stalking grenzten, sinkende Einschaltquoten, alberne Streiche in den sozialen Medien durch unser Personal. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen.

Ich kroch zurück unter die Bettdecke, tastete nach meinem Handy und tippte »ASMR« in das Suchfeld. Eine meiner Freundinnen, die am jährlichen Mädelswochenende dabei war, hatte mich vor Jahren darauf gebracht. Wenn ich wirklich Schlaf brauchte, verließ ich mich darauf. Es gab Tausende von Videos zur Auswahl, hauptsächlich von Frauen, aber auch von Männern. Es gab Rollenspiele, in denen man einen Arzt besuchte oder sich eine Gesichtsbehandlung gönnte. Der beruhigende Klang ihrer leisen Stimmen versprach, eine autonome sensorische Meridianreaktion, kurz eine ASMR, auszulösen – mit anderen Worten, ein Kribbeln auf der Kopfhaut. Das war meine Geheimwaffe zur Entspannung. Ich wählte eine bewährte Szene: eine Frau, die tut, als würde sie einen in einem Tattoo-Shop beraten. Das und die Ambien-Tablette sorgten dafür, dass ich gegen Viertel nach eins

endlich schläfrig wurde. Kurz bevor ich einschlief, dachte ich noch, dass ein Tapetenwechsel an diesem Wochenende vielleicht genau das Richtige für mich wäre. Vielleicht würde ich tatsächlich Spaß haben. Oder eine Affäre. Vielleicht würde mein Leben nie wieder so sein wie zuvor.

3

JASMINE

Der Tag des Flugs

Der Morgen zog sich hin, während ich am Flughafen wartete. Zuerst holte ich mir ein Frühstückssandwich und einen Kaffee und versuchte, auf meinem Stuhl ein Nickerchen zu machen, aber Koffein und Adrenalin machten es unmöglich. Ich checkte immer wieder mein Telefon und wartete darauf, wann die erste Nachricht von Glenn eintreffen würde. Wie vorhergesagt, es war kurz nach elf.

Wo zum Teufel steckst du?

Mein Magen krampfte sich auf die Größe und Dichte eines Golfballs zusammen, aber ich hatte mir einen Plan für diese Situation zurechtgelegt. Ich dachte, ich könnte mir damit ein wenig Zeit verschaffen.

Wir hatten keine Milch mehr
und es fehlten noch ein paar
andere Dinge. Ich bin
zum Laden gegangen.

Er wusste nicht, dass ich die Milch am Tag zuvor in den Abfluss gekippt hatte, falls er im Kühlschrank nachsehen würde.

Das ist ein verdammt langer Weg.
Es ist kalt. Und du weißt, dass
ich es nicht mag, wenn du
allein unterwegs bist. Ich
hole dich ab.

Nein, ich brauche die Bewegung.
Du hast mir doch gesagt,
ich soll ein paar Pfunde abnehmen,
weißt du noch? Ich kaufe ein
paar Sachen und mache Abendessen.
Wir sehen uns gegen halb sechs.
Ich mache Steaks.

Medium rare. Und dazu Kartoffeln.

Der vorgeschobene Einkauf würde mir etwas Zeit verschaffen, eigentlich sogar den ganzen Tag, bevor er um halb sechs nach Hause kommen und feststellen würde, dass ich nicht da war.

Ich stellte mir vor, wie er das Laken zurückschlug, aufstand und laut gähnte, vielleicht auch rülpste oder furzte, und dann nackt ins Bad ging, um ... das zu tun, was er gern »meinen Morgenpiss« nannte. Bei der Vorstellung schüttelte es mich und ich lenkte mich ab, indem ich die anderen Passagiere im Flughafen beobachtete. So eine bunte Mischung von Menschen, und viele von ihnen wirkten glücklich. Es war nicht fair, dass sie eine unbeschwertere Reise erlebten, während mein Magen in Aufruhr war und in meinem Kopf die Bilder meines Freundes herumschwirrten, von dem ich verzweifelt versuchte wegzukommen.

Ruhig atmen, Jasmine, sagte ich mir. Du sollst nicht nervös wirken. Ich griff mir unwillkürlich an die Baseballkappe auf meinem Kopf. Sie beruhigte mich irgendwie, aber ich beschloss, sie bald abzunehmen. Das würde der Moment sein, in dem mein neues, selbstbewusstes Ich an Bord ging, nicht mein altes, sanftmütiges. Ich wollte der Welt eine Frau präsentieren, die mit Selbstvertrauen und Entschlossenheit auf Reisen war, mit einem Augenzwinkern. Eine Frau, die sich selbst und ihren Platz in der Welt genau kannte. Die Wahrheit, nämlich eine Frau, die vor ihrer Vergangenheit davonlief, die bis in die Kindheit zurück ruiniert war, sollte verborgen bleiben.

Stattdessen ließ ich die Fantasien durch meinen Kopf schwirren. Ich könnte einen Mädelsausflug oder eine Geschäftsreise vorgeben, je nachdem, mit wem ich gerade sprach. Ich hatte bereits den Uber-Fahrer und die Frau mit dem Duo-Lidschatten am Ticketschalter getäuscht.

Aber selbst als ich versuchte, meinem Körper Selbstvertrauen einzuhauchen, regte sich die Saat des Zweifels in mir. Ich war das dumme der drei Kinder meiner Mutter, die dumme Kellnerin, die einen Mann brauchte, um sie zu unterstützen, eine Frau in den Vierzigern, die in ihrem Leben noch nie wirklich etwas bewerkstelligt hatte, die nie die Chance gehabt hatte, wirklich frei zu sein, aus Madison herauszukommen und das Leben zu erleben – das echte, strahlende, aufregende, abenteuerliche Leben.

Ich schwankte zwischen der Freude, auf eigene Faust wegzukommen, der Angst vor dem Unbekannten und der Enttäuschung darüber, wie wenig ich in meinem Leben erreicht hatte. Meine Hände waren kalt, ich stopfte sie in meine Jeanstaschen und wackelte mit den Zehen in meinen Tennisschuhen. Meine Zehen froren auch.

Ich beschloss, ein wenig umherzugehen, und holte mir ein Sandwich aus einem der Kühlregale im Geschenkeladen. Ich warf

einen kurzen Blick auf die Madison-Tassen, Madison-Mützen und Madison-Sweatshirts, die dort verkauft wurden, und gab mir selbst das Versprechen, nie wieder hierher zurückzukehren.

Ich bekam keine weiteren Nachrichten von Glenn und stellte ihn mir auf der Baustelle vor – wie er half, irgendwelche alten Teppiche herauszureißen und Möbel für ein großes Unternehmen zu transportieren, das seinen Hauptsitz verlegt hatte. Er würde etwa fünf Stunden dort sein und dann nach Hause kommen, wo er das Steak erwartete, das ich ihm versprochen hatte.

Es war der Beginn meines regulären freien Wochenendes. Ich hatte es so geplant, dass mindestens zwei Tage vergingen, bevor sich jemand in der Bar fragte, wo ich denn wohl steckte. Wenn ich nächsten Freitag nicht auftauchte, würden sie sich wundern – vielleicht würden sie sich sogar Sorgen machen –, aber Anna würde mir helfen und mir etwas Zeit verschaffen. Sie war die Einzige, der ich vertraute. Verdammt, sie hatte mir sogar Geld für die Flucht geliehen, als mir klar wurde, dass ich nicht genug hatte. Sie hatte versprochen, dass sie lügen und niemandem sagen würde, wo ich war, und ich hatte versprochen, ihr die fünfhundert Dollar zurückzuzahlen. Anna hatte mitfühlend gelächelt, als ich sie am Abend zuvor gebeten hatte, mir bei der Bestellung eines Ubers zu helfen. Sie tätschelte mir den Arm. »Du weißt, dass ich eine Couch habe, auf der du für ein paar Tage pennen kannst, wenn du willst. Verschwindest du bald?«, flüsterte sie dann.

»Ich weiß es noch nicht«, log ich. Manche Dinge mussten geheim bleiben. Der Flug und Denver lagen mir sehr am Herzen. Ich würde ihr alles sagen, sobald ich mich eingerichtet und einen Job hatte, und ihr das Geld zurückzahlen. Für den Augenblick genügte es, dass sie wusste, dass ich zu einem unbestimmten Zeitpunkt in der Zukunft irgendwohin gehen würde, um Glenn zu entkommen.

Jeder in der Bar wusste, dass er jähzornig war. Er war in meh-

rere Schlägereien verwickelt gewesen und seine letzte Freundin hatte ihn verlassen, nachdem er sie so heftig gegen seinen Pick-up gestoßen hatte, dass sie sich eine Rippe brach. Monate später erwirkte sie eine einstweilige Verfügung gegen ihn, sich ihr nicht zu nähern. Natürlich hatte sich niemand die Mühe gemacht, mir das zu erzählen, als ich dort anfang. Vielleicht lag das daran, dass er auch eine charmante Seite hatte. Die ich das erste Mal erlebte, als er anfang, mich nachts zu meinem Auto zu begleiten. Er konnte die ganze Bar zum Lachen bringen und mit seiner Art die Stimmung auflockern. Ich hatte auch gesehen, wie er bei Schlägereien einschritt. Das war das Rätselhafte an ihm. Seine beschützende und seine zerstörerische Seite existierten nebeneinander. Dass ebendiese zerstörerische Seite so unberechenbar war, hatte mich schließlich zerbrechen lassen.

Als dann der Aufruf zum Boarding kam, war ich nur noch wenige Schritte von meiner Freiheit entfernt. Ich schob meine Hand in meine Fransenhandtasche, um nach dem Bündel Bargeld zu tasten, das von einem Gummi zusammengehalten wurde. Eine Menge Zwanziger, einige Fünfer und Zehner. Keine größeren Scheine. Fluchtgeld von einem ganzen Jahr. Es zu berühren, tröstete mich. Es waren, auch nachdem ich das Ticket gekauft hatte, noch fast zweitausend Dollar. Ich umklammerte den Griff des Koffers und meine Bordkarte fester und klemmte meinen Ellbogen gegen meine Flanke, um die Umhängetasche fest an ihrem Platz zu halten. Die Schlange bewegte sich langsam vorwärts.

»Willkommen«, sagte die Flugbegleiterin, als ich ihr meine Bordkarte überreichte. Sie hatte keine Ahnung, dass dieses eine Wort Balsam für meine Seele war.

Als ich den Flugsteig betrat, spürte ich einen Anflug von Aufregung. Auf halber Strecke zum Flugzeug nahm ich die Baseballkappe ab, schüttelte mein langes blondes Haar und verstaute die Kappe in meiner Handtasche. Ich war mein neues Ich.